
Das neue Evangeliar — oh welch ein ökumenisches Ereignis!

Wenn sich die jüdische Gemeinde am Sabbatvormittag in der Synagoge versammelt, dann steht im Mittelpunkt ihres Gottesdienstes die Lesung aus der Tora (also den „fünf Büchern Mose“) und den „Propheten“, dem zweiten Teil des jüdischen Kanons (das heißt aus den Büchern Josua bis Könige, ferner Jesaja, Jeremia, Ezechiel und dem Zwölfprophetenbuch). Die beiden Schrifteile sind jedoch nicht in einem „Lektionar“ vereinigt. Die Tora ist immer eine Pergamentrolle, die mit der Hand geschrieben ist. Sie ist in einen kunstvoll geschmückten Mantel gehüllt und wird in einem eigenen, verzierten Schrein aufbewahrt. Von dort holt sie der Vorbeter und trägt sie unter dem Gesang der Gemeinde durch die Synagoge. Dabei küssen die Frommen die Toraumhüllung oder berühren sie mit einem Zipfel ihres Gebetsmantels und führen diesen dann zum Mund. Beim Lesepult angekommen, werden Schmuck und Umhüllung entfernt. Die Tora wird aufgerollt. Die Lesung kann beginnen. Gewöhnlich liest zunächst der Vorbeter, und dann andere, dazu befähigte Mitglieder der Gemeinde, wobei unter Umständen eine bestimmte Reihenfolge eingehalten wird. Die Perikope kann in bis zu sieben Abschnitten von mindestens drei Versen unterteilt werden. Vor und nach der Toralesung wird ein „Segen“ gesprochen. Am Ende hüllt man die Torarolle wieder ein. Nun folgt noch eine Perikope aus den „Propheten“. Sie wird bloß einem gedruckten Buch entnommen. Danach bringt man die Torarolle wieder in ihren Schrein zurück. Der Gottesdienst setzt sich mit Gebeten fort. Der dritte Teil des jüdischen Kanons, die sogenannten „Schriften“, werden nur zu bestimmten Zeiten gelesen: das Hohelied z. B. an Pascha oder Rut zu Pfingsten. Zum Großteil erfolgt ihre Lesung auch außerhalb des synagogalen Hauptgottesdienstes am Nachmittag. Manche der Schriften, z. B. Ijob oder Sprichwörter, werden überhaupt nicht vorgelesen.

Zwar heißt es im Judentum von allen Büchern der hebräischen Bibel, daß sie „die Hände verunreinigen“, also „heilig“ sind. Trotzdem zeigt schon ihr eben skizzierter Gebrauch in der Sabbatliturgie mit genügender Deutlichkeit eine ganz unterschiedliche Wertung der drei Kanontteile. Außerdem spielt die Tora auch religionsgesetzlich eine Sonderrolle. Der Umgang mit ihr spiegelt also ihre einzigartige Würde. Der orthodoxe Jude ist davon überzeugt, daß sie unmittelbar von Gott gegeben und von Mose vermittelt wurde. Das gilt nicht in diesem Sinn von den anderen heiligen Büchern. Zwar sind auch die Worte der

Propheten wahr. Aber Mose ist der Vater der Propheten. Kein Prophet kann etwas lehren, was nicht schon in der Tora enthalten wäre. Mose bleibt der Lehrer aller Zeiten und Generationen. Er hat überdies noch die mündliche Lehre gegeben, die für viele jüdische Lehrer über den „Propheten“ steht.

Damit ist die traditionelle Inspirations- und Kanonauffassung des Judentums skizziert, wie sie sich in der liturgischen Praxis ausdrückt. Offenbar gibt es hier eine ganz frappierende Ähnlichkeit zu den Riten, die jetzt durch die Wiederbelebung des Evangeliums bei uns wieder aufkommen werden. Gewiß: das Evangelium steht hier nicht am Anfang, sondern am Ende der liturgischen Lesungen. Doch ist das neue Evangelium ebenso wie die Torarolle sorgfältiger als die übrigen Teile der Bibel angefertigt. Es wird am Altar niedergelegt, durch Kuß begrüßt, in feierlicher Prozession — unter dem Jubel des Halleluja und von Kerzen flankiert — durch den Diakon oder Priester zum Ambo getragen. Im Mittelalter war die oberste Ambostufe ausschließlich dem Vortrag des Evangeliums vorbehalten. Alle stehen jetzt ehrfurchtsvoll, wenn der kunstvolle Einband des Evangeliums geöffnet wird. Die Stelle wird aufgeschlagen, das Buch wird beweihräuchert, Segensgruß und Eröffnungsformel, womöglich auch der ganze Text und die abschließende Akklamation „Ehre sei dir Herr“ — anders als meist bei den anderen Lesungen — werden gesungen. Ursprünglich dürfte auch bei uns — wie in der Synagoge — jedes Gemeindemitglied, das über die nötigen Kenntnisse verfügte, zur Lesung des Evangeliums berechtigt gewesen sein. Vom dritten Jahrhundert an gab es dann dafür ein eigenes Amt des Lektors. Schließlich wurde die Verlesung des Evangeliums dem Diakon bzw. Priester reserviert. Das unterstrich seine Bedeutung nochmals. Das Evangelium hatte einen quasi-sakramentalen Charakter gewonnen. Kein Wunder, wenn das Evangelium bei ökumenischen Konzilien, auf dem Altar aufgeschlagen, gleichsam den Vorsitz führte, oder wenn außerhalb eines Gottesdienstes auf das Evangelienbuch feierliche Eide abgelegt wurden. Dieser hervorgehobenen Rolle des Evangeliums gegenüber müssen in der Eucharistie die Lesungen aus anderen Teilen der Bibel natürlich minderwertiger erscheinen. Haben wir für sie vielleicht eine ähnlich abstuftende Inspirations- und Kanonlehre wie das Judentum für die Tora einerseits und die übrigen Teile der Schrift andererseits?

Nun gibt es in der christlichen Bibel zweifellos einen Unterschied. Es ist der zwischen dem Alten und dem Neuen Testament. Jesus von Nazareth ist ja mit dem Anspruch aufgetreten, wovon Israel geträumt, was seine Propheten verheißen hatten, das werde nun mit ihm Wirklichkeit: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe gekommen!“ (Mk 1,15). Die frühen christlichen Gemeinden haben diesem Evangelium geglaubt. Davon zeugt das Neue Testament. Das Alte Testament blieb der unaufgebbare erste Teil der christlichen Bibel. Es unterscheidet sich auch vom Neuen Testament nicht in dem, was wir fälschlich oft als typisch christlich ansehen: daß es dem Alten Testament um die materielle Welt, die Gesellschaft und das Diesseits ginge, dem Neuen Testament hingegen um das Geistig-Seelische, das Individuum und das Jenseits. Aber es gibt einen fundamentalen Unterschied zwischen Altem und Neuen Testament. Er liegt in den Aussagen über Jesus von Nazareth als dem Christus Gottes und in seinem Anspruch, mit ihm sei die — natürlich innergeschichtlich ansetzende und vom Alten Testament erwartete — Endzeit angebrochen. Das Neue Testament hebt Gesetz und Propheten nicht voneinander ab. Aber es deutet sie eschatologisch und definitiv. Die Reihenfolge von alttestamentlicher und neutestamentlicher Lesung spiegelt dieses Verhältnis zwischen den beiden Testamenten: Einerseits wird das, was für das Neue Testament die eigentliche „Schrift“ bildet, nämlich das Alte Testament, wie die Tora im Synagogengottesdienst an erster Stelle belassen. Andererseits hat das Neue Testament mit seiner endgültigen Auslegung dieser „Schrift“ das letzte Wort.

Genau diese Dialektik zwischen Altem und Neuem Testament aber wird durch das Evangeliar verschleiert. Es setzt ja die Trennungslinie nicht da, wo sie hingehört, nämlich zwischen Altem und Neuem Testament, sondern zwischen den Evangelien einerseits und den alttestamentlichen wie restlichen neutestamentlichen Schriften andererseits. Nicht das Neue Testament bildet somit den Horizont, vor dem wir das Alte zu verstehen hätten. Vielmehr erscheinen die Evangelien in dieser liturgischen Praxis als „Kanon im Kanon“, das heißt, als jene Norm, an der sich das übrige Neue Testament wie das gleichbehandelte Alte Testament messen lassen müssen.

Zwar behaupten einige evangelische Theologen, es gäbe im Neuen Testament einen „Kanon im Kanon“. Aber selbstverständlich sind das dann nicht irgendwelche Schriften, schon gar nicht die Evangelienchriften, sondern es ist natürlich eine Lehre, nämlich die paulinische Rechtfertigungslehre. Katholischerseits wird meines Wissens ein solches Prinzip von niemandem vertreten. Ist also das Evangeliar ein Vorstoß in ökumenisches Neuland, und zwar nicht nur im Blick auf das Judentum, sondern auch in Richtung einer bestimmten evangelischen Theologie?

Die traditionelle und durch das zweite Vatikanische Konzil nochmals bestätigte Lehre der katholischen Kirche sieht die Dinge völlig anders. Von ihr heißt es zum Beispiel nach dem Konzil von Trient (Sessio IV), daß „sie alle Bücher des Alten und Neuen Bundes ... mit *gleicher* frommer Bereitschaft und Ehrfurcht anerkennt und verehrt“ (omnes libros tam veteris quam novi testamenti ... pari pietatis affectu ac reverentia suscipit ac veneratur). Nach der Liturgiekonstitution des zweiten Vatikanischen Konzils (Nr. 6 bzw. 7) liest die Kirche, wenn sie sich zur Feier des Pascha-Mysteriums versammelt, „was in allen Schriften von ihm (Christus) geschrieben steht“ (Lk 24,27). Daher gilt: „Gegenwärtig ist (Christus) in seinem Wort, da *er selbst* spricht, wenn *die heiligen Schriften* in der Kirche gelesen werden“. Das mag verwundern, aber der Kontext läßt keinen Zweifel: die liturgischen Lesungen aus dem Alten wie dem Neuen Testament — und nicht nur aus den Evangelien — vergegenwärtigen das Wort Christi, ja letztlich ihn selbst. Damit sind vorkonziliare Theorien, wie sie noch im „Lexikon für Theologie und Kirche“ (1961, Band VI, Seite 935) stehen, daß speziell das im Evangelium aufgezeichnete Herrenwort im christlichen Kult Christus selbst repräsentiere, papierkorbreif. Eine nachkonziliäre Interpretation hat die oben zitierte Aussage der Liturgiekonstitution (Nr. 7) allerdings verharmlost und sie mit allerhand intellektueller Akrobatik so umgedeutet, daß schließlich aus den „heiligen Schriften“ doch nur das Evangelium wird (Einleitung in das Meßbuch Nr. 33 samt Anm. 32 und Nr. 35, vgl. schon Nr. 9). Ist also beim Evangeliar und den begleitenden Riten die *lex „credendi“* nicht mehr die *lex „orandi“*?

Eigentlich hat alles ja ganz anders begonnen. Ich skizziere im folgenden umrißhaft und schematisch die Entwicklung, die schließlich zu unserem modernen Evangeliar geführt hat. Ursprünglich bediente sich der Lektor einer Gesamtbibel; der Priester bestimmte jeweils den Abschnitt, der vorgelesen werden sollte. Später notierte man Anfang und Ende der Lesungen am Rand des Codex. Verzeichnisse der ausgewählten Perikopen wurden angefertigt. Als man im Gefolge dieser Listen die biblischen Texte in der Reihenfolge ihrer liturgischen Verwendung hintereinander schrieb, entstand das Lektionar im speziellen Sinn — wahrscheinlich das älteste liturgische Buch. Es vereinigte die alttestamentlichen und neutestamentlichen Lesungen, auch jene aus den Evangelien, im selben Band. Im nächsten Schritt teilte man die Schriftlesungen in zwei bzw. drei Bände auf. Manche dieser Handschriften tragen den Namen „epistolare“ bzw. „evangeliarium“. Zum Evangeliar führten auch andere praktische Gründe und Notwendigkeiten. Neben Sammelcodices mit allen biblischen Büchern schrieb man nämlich auch Codices, die sich auf das

Neue Testament oder einzelne Gruppen der neutestamentlichen Literatur, zum Beispiel auf die Paulusbriefe, die Apostelgeschichte oder die Evangelien, beschränkten. Ein solcher Evangeliencodex, das Evangeliar im älteren und eigentlichen Sinn, enthielt den ganzen Text aller vier Evangelien. Als die Leseordnung aber ein eigenes Buch mit der Perikopeneinteilung bzw. -auswahl nahelegte, schuf man unser Evangeliar. Dieses Evangeliar im jüngeren Sinn, das Evangelistar, enthält nur mehr einzelne Evangelienabschnitte. Was auf diese Weise pragmatisch begonnen hatte, wurde schließlich theologisch überhöht. Das edelsteingeschmückte, goldbeschlagene Evangeliar und der verherrlichte Christus wuchsen zusammen.

Aus der weiteren Geschichte des Evangelinars sei nur noch auf die Praxis der reformatorischen Kirchengemeinschaften hingewiesen. Sie kennen zwar ein Lektionar, das die liturgischen Lesestücke, geordnet nach den gottesdienstlichen Tagen, enthält. Vor allem in Verbindung mit der Predigt entnimmt man aber die gottesdienstlichen Lesungen meist wieder unmittelbar der Bibel. Die Neueinführung des Evangelinars in der katholischen Kirche wäre also ein geradezu antiökumenischer Akt.

Warum mußte das alles so kommen? Vermutlich verbanden sich insgeheim die (berechtigte) Sehnsucht nach einem verlorengegangenen Prozessionsritus in dem nachkonziliar zu intellektuell gewordenen Wortgottesdienst einerseits und auf ihrer Ebene ebenfalls nicht unberechtigte Geschäftsinteressen liturgischer Verlage und christlicher Klein-kunstbetriebe andererseits. Historisches Wissen und korrekte Inspirationstheologie waren wahrscheinlich weniger gefragt. Wer es gelernt hat, in liturgischen Dingen Realist zu sein, wird jede Hoffnung fahren lassen, daß die einmal in Bewegung gesetzte Rakete noch einmal auf die Erde zurückgeholt werden kann. Allerhöchstens wäre vielleicht eine kleine Kurskorrektur denkbar.

Wie könnte es also weitergehen? Vielleicht könnten die liturgischen Verlage das Lektionar — wie jetzt beim Evangeliar vorgesehen — ungebunden zum Verkauf anbieten. Der kunstvoll und individuell gestaltete Bucheinband, den die Pfarren sich demnächst eine nach der anderen mit Sicherheit anschaffen werden, könnte beweglich gehalten werden, um den jeweils entsprechenden Band des Lektionars aufzunehmen. In der Ostkirche gibt es — theologisch viel entsprechender — auch am Anfang des Wortgottesdienstes schon eine Prozession, in der das Buch feierlich eingeführt wird. Dieser „kleine Einzug“ könnte auch bei uns als Modell dienen. In der Eucharistie könnte schon zu Beginn des Wortgottesdienstes eine Prozession mit dem Lektionar stattfinden.

Man darf unter der Hand eingeführte liturgische Veränderungen nicht leicht nehmen. Mit dem neuen Evangeliar steht die Einheit der Bibel auf dem Spiel, die uns *als ganze* Christus im Wort vergegenwärtigt. Wird jetzt das Evangeliar eingeführt, werden die Juden unerwartete Gemeinsamkeiten zwischen alttestamentlichem Gesetz und neutestamentlichem Evangelium entdecken. Die evangelischen Christen lernen dann endlich den katholischen „Kanon im Kanon“ kennen. Selbst ökumenische Konzilien werden durch die liturgische Praxis ad absurdum geführt werden. Das neue Evangeliar — oh welch ein ökumenisches Ereignis!

Georg Braulik